Kerstin Gier

Silber

Das zweite Buch der Träume

FJB

Kerstin Gier

Silber

Das zweite Buch der Träume

Roman

E-BOOKS

Über dieses Buch

›Das zweite Buch der Träume‹ ist die fulminante, spannende Fortsetzung der SILBER-Trilogie.

Liv ist erschüttert: Secrecy kennt ihre intimsten Geheimnisse. Woher nur? Und was verbirgt Henry vor ihr? Welche düstere Gestalt treibt nachts in den endlosen Korridoren der Traumwelt ihr Unwesen? Und warum fängt ihre Schwester Mia plötzlich mit dem Schlafwandeln an?

Albträume, mysteriöse Begegnungen und wilde Verfolgungsjagden tragen nicht gerade zu einem erholsamen Schlaf bei, dabei muss Liv sich doch auch schon tagsüber mit der geballten Problematik einer frischgebackenen Patchwork-Familie samt intriganter Großmutter herumschlagen. Und der Tatsache, dass es einige Menschen gibt, die noch eine Rechnung mit ihr offen haben – sowohl tagsüber als auch nachts …

Weitere Informationen finden Sie auf *www.fischerverlage.de*

Biografie

Kerstin Gier, Jahrgang 1966, hat als mehr oder weniger arbeitslose Diplompädagogin 1995 ihr erstes Buch veröffentlicht. Mit riesigem Erfolg: Ihre Romane wie die »Müttermafia« oder »Auf der anderen Seite ist das Gras viel grüner« sind längst Kult und auf allen Bestenlisten zu finden, genauso wie »Rubinrot«, »Saphirblau« und »Smaragdgrün«, die auch international zu Bestsellern wurden. Im März 2013 kam mit »Rubinrot« bereits die zweite Verfilmung eines ihrer Bücher mit Starbesetzung in die Kinos. »Silber« ist ihre neue phantastische Trilogie. Die Autorin lebt mit ihrer Familie und zwei Katzen in der Nähe von Köln.

Für Leonie. Ich bin so stolz auf dich.

»If you can dream it, you can do it.«

Walt Disney

1.

Charles hatte es mir wirklich nicht schwergemacht, seine Tür zu finden: Sie war mit einem lebensgroßen Foto von ihm selber bedruckt, breit grinsend in einem blütenweißen Kittel, auf dessen Brusttasche »Dr. med. dent. Charles Spencer« stand, und darunter: »Der Beste, den Sie für Ihre Zähne bekommen können.«

Womit ich allerdings nicht gerechnet hatte, war, dass das Foto zu singen anfing, als ich die Türklinke berührte.

»Working hard to keep teeth clean!«, schmetterte es voller Inbrunst und mit hübscher Tenorstimme auf die Melodie von *»Twinkle, twinkle little star«*. Erschrocken schaute ich mich im Korridor um. Meine Güte, ging es vielleicht auch etwas leiser? Ich hatte ohnehin schon die ganze Zeit das Gefühl, beobachtet zu werden. Obwohl außer mir und Foto-Charles niemand zu sehen war, nur Türen, so weit das Auge reichte. Meine eigene lag gleich um die nächste Ecke, und im Grunde wollte ich nichts lieber, als dorthin zurückzulaufen und die Aktion abzubrechen. Mein Gewissen brachte mich beinahe um. Das hier war in etwa so, als würde man jemandes geheimes Tagebuch lesen, nur noch viel schlimmer. Obendrein hatte ich einen Diebstahl dafür begehen müssen, auch wenn man sich durchaus darüber streiten konnte, ob das wirklich so unmoralisch war, wie es

klang. Juristisch betrachtet, war es natürlich ein Diebstahl, aber diese Sorte fellgefütterte Trappermütze mit Ohrenklappen, die ich Charles entwendet hatte, stand nur den wenigsten Menschen gut. Die meisten sahen darin aus wie unterbelichtete Schafe, und Charles machte da keine Ausnahme, also hatte ich ihm im Grunde sogar einen Gefallen getan. Hoffentlich kam nur niemand in mein Zimmer und sah mich mit der dämlichen Mütze im Bett liegen. Denn das war es, was ich gerade wirklich tat: im Bett liegen und schlafen. Mit einer geklauten Trappermütze auf dem Kopf. Nur dass ich nicht irgendwas Nettes träumte, sondern jemanden im Traum ausspionierte. Jemanden, der möglicherweise gerade im Begriff war, Lottie (ihres Zeichens beste Verrückte-Frisuren-Flechterin, Plätzchenbäckerin, Hundeflüsterin und Mädchenseelentrösterin der Welt) das Herz zu brechen. Und da niemand auf der Welt ein sanftmütigeres Herz hatte als Lottie (offiziell übrigens unser Kindermädchen), durfte das auf keinen Fall passieren. Also heiligte in diesem Fall doch hoffentlich der Zweck die Mittel. Oder?

Ich seufzte. Warum musste eigentlich immer alles so kompliziert sein?

»Ich tu’s ja nicht für mich, ich tu’s für Lottie«, sagte ich halblaut und nur für den Fall, dass ich einen unsichtbaren Zuhörer hatte, dann holte ich tief Luft und drückte die Klinke hinunter.

»Na, na, nicht pfuschen!« Foto-Charles hob seinen Zeigefinger und fing wieder an zu singen. *»Working hard to*

keep teeth clean, front and back and …?«

»Ähm … in between?«, flüsterte ich verlegen.

»Richtig! Auch wenn es gesungen viel hübscher ist.« Während die Tür aufschwang, schmetterte Charles fröhlich weiter: *»When I brush for quite a while, I will have a happy smile!«*

»Ich kann wirklich nicht nachvollziehen, was Lottie an dir findet«, murmelte ich, während ich über die Schwelle schlüpfte, nicht ohne mich ein letztes Mal im Korridor umzublicken. Immer noch nichts zu sehen.

Hinter der Tür wartete glücklicherweise keine Zahnarztpraxis auf mich, sondern ein sonnenbeschienener Golfplatz. Und Charles, diesmal in 3D, der in karierten Hosen den Golfschläger schwang. Sehr erleichtert, dass ich nicht in einen unanständigen Traum geplatzt war (laut Studien handeln über fünfunddreißig Prozent aller menschlichen Träume von Sex), passte ich mein Outfit rasch den Gegebenheiten an: Poloshirt, Leinenhose, Golfschuhe und – weil ich nicht widerstehen konnte – eine stilechte Schirmmütze. So selbstverständlich wie möglich schlenderte ich näher. Die Tür zum Korridor hatte sich sanft hinter mir geschlossen und stand nun wie ein seltsam anmutendes Kunstwerk mitten auf dem Rasen.

Nach der Landung rollte Charles' Ball mit einer eleganten Kurve direkt in das Loch, und Charles' Begleiter, ein Mann in seinem Alter mit auffallend schönen Zähnen, fluchte leise.

»Na, was sagt man denn dazu?« Charles drehte sich zu ihm um, ein triumphierendes Lächeln auf den Lippen. Dann fiel sein Blick auf mich, und er lächelte noch breiter. »Oh, hallo, kleine Liv. Hast du das gesehen? Das war ein Hole-in-one. Und damit habe ich unsere kleine Partie hier haushoch gewonnen.«

»Ähm, ja, ganz toll«, sagte ich beifällig.

»Ja, nicht wahr?« Charles lachte glucksend auf und legte einen Arm um meine Schulter. »Darf ich vorstellen? Der, der so grimmig schaut, ist mein alter Studienfreund Antony. Aber keine Sorge, ihm geht es gut, er ist es nur nicht gewohnt, gegen mich zu verlieren.«

»Allerdings nicht.« Antony schüttelte mir die Hand. »Ich bin die Sorte Freund, die einfach in allem besser ist: Ich hatte die besseren Noten, fahre die schickeren Autos, führe die erfolgreichere Praxis und habe immer die hübschere Freundin abgeschleppt.« Er lachte. »Und im Gegensatz zu Charlie habe ich noch alle meine Haare.«

Aha, diese Art Traum war das also. Jetzt tat es mir noch mehr leid, ihn stören zu müssen.

Während Antony sich mit fünf Fingern durch sein volles Haar fuhr, verflüchtigte sich der Triumph aus Charles' Miene. »Es soll Frauen geben, die Männer mit Glatzen durchaus attraktiv finden«, murmelte er.

»O ja!«, stimmte ich ihm hastig zu. »Lottie zum Beispiel.«

Und meine Mum. Die war schließlich in Charles' kahlköpfigen Bruder Ernest verliebt. Aber vermutlich nicht wegen der Glatze, sondern einfach nur trotzdem.

»Wer ist Lottie?«, erkundigte sich Antony, und ich war mindestens so gespannt auf die Antwort wie er. Jetzt würde sich zeigen, ob Charles es mit Lottie ernst meinte.

Zumindest lächelte er wieder, als er ihren Namen aussprach. »Lottie wird … was ist das?« Ein hoher Ton, der plötzlich über den Golfplatz schwang, hatte ihn unterbrochen.

Ausgerechnet jetzt. »Für den Wecker ist es jedenfalls noch zu früh«, murmelte ich alarmiert, und als Antony hinzusetzte: »Für mich klingt das eher wie ein Rauchmelder«, drehte ich mich leicht panisch zur Tür um. Wenn Charles jetzt aufwachte, würde der ganze Traum kollabieren und ich ins Nichts stürzen, eine äußerst unangenehme Erfahrung, die ich so schnell nicht noch einmal machen wollte. Während der hohe Ton immer weiter anschwoll und der Himmel bereits von Rissen durchzogen wurde, sprintete ich zurück zur Tür und ergriff die Klinke in genau dem Moment, in dem der Boden unter mir wegzusacken begann. Mit einem großen Schritt rettete ich mich über die Schwelle in den Korridor und zog die Tür hinter mir ins Schloss.

Gerettet. Aber meine Mission war eindeutig gescheitert. Ich war, was Charles' Gefühle für Lottie anging, genauso schlau wie vorher. Auch wenn er bei der Erwähnung ihres Namens gelächelt hatte.

Foto-Charles begann wieder seinen Zahnputzsong zu singen.

»Ach, halt die Klappe«, schnauzte ich, und Foto-Charles verstummte beleidigt. Und da hörte ich es, mitten in das plötzliche Schweigen hinein: ein vertrautes, unheilvolles

Rascheln, nur ein paar Meter entfernt. Obwohl niemand zu sehen war und eine vernünftige Stimme in meinem Kopf sagte, dass das hier sowieso nur ein Traum sei, konnte ich nicht verhindern, dass Angst in mir hochkroch, genauso unheilvoll wie das Rascheln. Ohne genau zu wissen, was ich tat und vor wem ich davonlief, fing ich wieder zu rennen an.

2.

Mein Atem ging so laut, dass ich nichts anderes hören konnte, aber ich war mir sicher, dass das Rascheln mir dicht auf den Fersen war. Und es kam näher. Schwungvoll schlidderte ich um die Ecke in den nächsten Gang, in dem meine Tür lag. Rascheln trifft es auch nicht wirklich, da denkt man eher an eine harmlose Ratte – und dieses Rascheln hier war alles andere als harmlos. Es war das unheimlichste Geräusch, das ich je gehört hatte (und ich hatte es heute eingerechnet schon ein paarmal gehört) – wie von einem Vorhang, der beiseitegezogen wird und hinter dem ein hohlwangiger, irre mit den Augen rollender Kettensägenmörder mit blutüb…

Ich bremste abrupt. Neben meiner Tür wartete nämlich bereits jemand auf mich. Zu meinem Glück kein hohlwangiger Kettensägenmörder, sondern jemand viel Hübscheres.

Henry. Mein Freund seit nunmehr achteinhalb Wochen. Und nicht nur im Traum, sondern auch im echten Leben. (Allerdings schien es mir, dass wir weit mehr Zeit in unseren Träumen miteinander verbrachten als in wachem Zustand.) Er lehnte wie so oft mit dem Rücken an der Wand, hatte seine Arme vor der Brust verschränkt und lächelte. Dieses ganz spezielle Henry-Lächeln, das nur mir galt und mir jedes Mal das Gefühl gab, das glücklichste Mädchen auf der ganzen Welt zu sein.

Normalerweise hätte ich zurückgelächelt (mit einem hoffentlich genauso speziellen Liv-Lächeln) und mich in seine Arme geworfen, aber dafür war jetzt keine Zeit.

»Nächtliches Fitnesstraining?«, erkundigte er sich, als ich vor ihm stehen blieb und mit der Faust gegen die Tür hämmerte, anstatt ihn zu küssen. »Oder läufst du vor etwas weg?«

»Erzähl ich dir drinnen!«, keuchte ich, ohne mit dem Hämmern aufzuhören. Die Briefkastenklappe öffnete sich, und jemand schob – quälend langsam – zuerst einen Zettel und dann einen Stift hinaus.

»Das heutige Kennwort bitte aufschreiben, den Zettel korrekt falten und wieder hindurchschieben«, flötete die freundliche Stimme von Mr Wu hinter der Tür.

Ich fluchte leise. Mein Sicherheitssystem war zwar super gegen fremde Eindringlinge, aber nicht besonders gut, wenn man sich selber schnell in Sicherheit bringen wollte.

»Im Traum gibt es wirklich effektivere Methoden als wegzurennen, Liv.« Henry hatte sich gründlich im Gang umgeschaut und trat nun neben mich. »Du kannst einfach wegfliegen oder dich in etwas uneinholbar Schnelles verwandeln. Zum Beispiel in einen Geparden. Oder eine Mondrakete …«

»Es fällt aber nun mal nicht jedem so leicht wie dir, sich zu verwandeln, schon gar nicht in eine doofe Mondrakete!«, fuhr ich ihn an. Der Stift in meiner Hand zitterte ein wenig, aber in Henrys Gegenwart hatte sich meine Angst deutlich gemildert. Kein Rascheln mehr zu hören. Trotzdem war ich sicher, dass

wir nicht allein waren. War es nicht dunkler geworden? Und kälter?

»Neulich warst du so eine süße kleine Katze«, sagte Henry, der nichts davon zu merken schien.

Ja, war ich. Aber erstens hatte ich mich gar nicht in eine süße kleine Katze, sondern in einen gefährlichen großen Jaguar verwandeln wollen, und zweitens hatte mich da auch niemand verfolgt, sondern Henry und ich hatten nur zum Spaß ein bisschen herumprobiert. Es war mir ein Rätsel, wie man sich konzentrieren und schnell in etwas verwandeln sollte, wenn man von etwas Furchteinflößendem, Unsichtbarem bedroht wurde und vor Angst mit den Knien schlotterte.
Wahrscheinlich war Henry nur so gut in diesem ganzen Verwandlungskram, weil er nie Angst hatte. Auch jetzt grinste er nur sorglos.

Mit zusammengebissenen Zähnen hatte ich endlich »Filzpantoffelpompom« auf den Zettel gekritzelt, ihn zu einem Dreieck zusammengefaltet und wieder durch den Briefkastenschlitz geschoben.

»Ein bisschen schlampig, aber korrekt«, sagte Mr Wu von innen, und die Tür öffnete sich. Ich packte Henry am Arm, zog ihn über die Schwelle und knallte die Tür hinter uns ins Schloss. Dann atmete ich erleichtert auf. Das hatten wir schon mal geschafft.

»Geht es nächstes Mal vielleicht ein bisschen schneller?«, fauchte ich Mr Wu an. (Etwas, das ich mich dem echten Mr Wu gegenüber niemals getraut hätte.)

»Schildkröten können dir mehr über den Weg erzählen als Hasen, Miss Olive.« Mr Wu verneigte sich vor mir (etwas, das der echte Mr Wu niemals getan hätte) und schenkte Henry ein knappes Nicken. »Willkommen in Miss Olives Restaurant der Träume, fremder Junge mit wuscheligen Haaren.«

Wir waren tatsächlich in einer Art Restaurant gelandet, wie ich feststellen musste, einem ziemlich hässlichen Restaurant mit schwarzen Resopal-Tischen, grellroten Tischläufern und von der Decke herabbaumelnden orangefarbenen Lampions. Aber es roch bestechend nach scharf angebratenem Hühnchenfleisch. Jetzt erst merkte ich, wie hungrig ich war. Es war eine dumme Idee gewesen, ohne Abendessen ins Bett zu gehen, denn dann gerieten meine Träume immer leicht außer Kontrolle.

Henry starrte Mr Wu verdutzt an. »Ist der neu?«

»Ich bin heute Nacht hier der Torwächter«, erklärte Mr Wu feierlich. »Man nennt mich Wu, die Tigerpranke, Beschützer der Waisen und Bedürftigen. Gib einem Hungrigen Fisch, und er wird satt. Lehre ihn fischen, und er wird nie mehr Hunger leiden.«

Henry kicherte, und ich merkte, wie ich rot anlief. Meine Träume waren mitunter ein wenig peinlich. Der sprücheklopfende Traum-Mr Wu trug zu allem Überfluss einen schwarzen, glänzenden Seidenpyjama mit einem aufgestickten Tigerkopf, und an seinem Hinterkopf baumelte ein meterlanger Zopf. Sein reales Vorbild, mein erster Kung-Fu-Lehrer in Kalifornien, wäre nicht mal an Halloween so herumgelaufen.

»Na gut«, sagte Henry immer noch kichernd. »Ich hätte dann bitte gern einmal Ente süß-sauer.«

»Vielen Dank, Mr Wu«, sagte ich hastig und wischte Mr Wu und das ganze Restaurant mit einer Handbewegung fort. Stattdessen standen wir nun in dem kleinen Park in den Berkeley Hills in Kalifornien, in den ich Henry im Traum schon ein paarmal mitgenommen hatte, das erstbeste Szenario, das mir in den Sinn gekommen war. Von hier hatte man eine großartige Aussicht bis hinab in die Bucht, über der gerade die Sonne unterging und den Himmel mit spektakulären Farben übergoss.

Henry verzog trotzdem unzufrieden das Gesicht. »In dem Restaurant roch es so verdammt lecker«, sagte er. »Und jetzt knurrt mein Magen.«

»Meiner auch, aber egal, wie viel wir gegessen hätten, wir wären ja doch nicht satt geworden.« Ich ließ mich auf eine Bank fallen. »Das ist schließlich nur ein Traum. Mist, ich hätte Mr Wu noch ein neues Kennwort sagen müssen. Wer weiß, wer mir eben beim Schreiben über die Schulter geguckt hat.«

»Na ich. Fußpilztrüffelpardon ist ein sehr kreatives Passwort.« Lachte Henry etwa schon wieder? »Ich meine, da kommt doch so schnell niemand drauf.«

»Es heißt Filzpantoffelpompom.« Jetzt musste ich aber auch lachen.

»Ehrlich? Du hast echt eine Sauklaue«, sagte Henry und setzte sich neben mich.

»Und jetzt würde ich gerne wissen, wovor du weggelaufen bist. Und warum ich nicht mal einen Begrüßungskuss bekommen habe.«

Sofort wurde ich wieder ernst. »Da war wieder dieses … *Rascheln*. Hast du es denn nicht gehört?«

Henry schüttelte den Kopf.

»Es war aber da. Eine unsichtbare, bösartige Präsenz.« Ich merkte selber, dass ich mich anhörte, als würde ich aus einem schlechten Gruselroman vorlesen. Sei's drum. »Ein Rascheln und Wispern, das näher und näher kommt.« Ich schauderte. »Genau wie damals, als es uns verfolgt hat und du uns durch Amys Traumtür gerettet hast.«

»Und wo genau hast du das gehört?« Leider verriet Henrys Miene nicht, was er dachte.

»Im übernächsten Quergang links.« Ich machte eine vage Handbewegung Richtung Meer. »Meinst du, das war Anabel? Sicher ist sie perfekt darin, sich unsichtbar zu machen und böse zu rascheln. Oder es war Arthur. Nichts würde er lieber tun, als mich zu Tode erschrecken.« Und das konnte ich ihm nicht mal verübeln. Schließlich hatte ich Arthur Hamilton vor ziemlich genau achteinhalb Wochen den Kiefer gebrochen. Klingt schrecklich, ich weiß, dazu nur so viel (es wird sonst zu lang und kompliziert): Er hatte es verdient. Besonders viel genutzt hatte es mir in dem Augenblick aber leider nicht. Weil nämlich eigentlich seine Freundin Anabel die Böse in der Geschichte war. Oder vielmehr die Verrückte, wie sich hinterher herausstellte. Politisch korrekt hieß es »akute, polymorphe

psychotische Störung mit Symptomen einer Schizophrenie«, weshalb sie jetzt weit weg von London in einer geschlossenen psychiatrischen Anstalt lebte und niemandem mehr etwas tun konnte – außer wenn sie schlief. Anabel war fest davon überzeugt, dass es ein Dämon war, der uns die Fähigkeit verliehen hatte, einander im Traum zu treffen und unsere Träume bewusst zu gestalten, ein ziemlich bösartiger Nachtdämon aus vorchristlichen Zeiten, der nichts weniger als die Weltherrschaft übernehmen wollte. Zu meinem Glück war die Weltherrschaftsübernahme aber rechtzeitig gescheitert, als Anabel mit Arthurs Unterstützung mein Blut dafür vergießen wollte. (Wie gesagt, es ist lang und kompliziert! [1]) Der Glaube an den Dämon war ein Teil ihrer Krankheit, und ich war sehr froh darüber, dass dieser Dämon nur in Anabels kranker Phantasie existierte, weil ich grundsätzlich ein Problem mit übersinnlichen Phänomenen hatte und mit Dämonen im Besonderen. Eine wirklich schlüssige Erklärung für diese Traumsache hatte ich allerdings auch nicht. Ich schob es der Einfachheit halber in die Kategorie: »absolut logisch erklärbare psychologisch-naturwissenschaftliche Phänomene, die man leider mit dem derzeitigen Stand der Wissenschaft noch nicht vollständig erklären *kann*.« Das war doch allemal vernünftiger, als an Dämonen zu glauben. Auch wenn meine Überzeugung bei diesem Rascheln vorhin mal wieder kurz ins Wanken geraten war … Aber das wollte ich Henry gegenüber lieber nicht erwähnen.

Der wartete immer noch darauf, dass ich weiterredete. »Übernächster Quergang links«, wiederholte er. Anabel und Arthur ließ er unerwähnt. Er sprach höchst ungern über die beiden, denn bis vor diesem Ereignis am Abend des Herbstballs vor achteinhalb Wochen hatten sie noch zu seinen besten Freunden gehört. »Und dort warst du, weil …?« Er sah mich fragend an.

»Weil ich da was zu erledigen hatte.« Unbehaglich kratzte ich an meinem Arm und senkte meine Stimme automatisch zu einem Flüstern. »Etwas total Unmoralisches. Ich wollte … nein, ich *musste* jemanden im Traum ausspionieren.«

»Das ist doch nicht unmoralisch, sondern höchst praktisch«, sagte Henry. »Ich mache das andauernd.«

»Wirklich? Bei wem? Und warum?«

Er zuckte mit den Schultern und blickte kurz zur Seite. »Kann manchmal ganz nützlich sein. Oder unterhaltsam, je nachdem. Und wen wolltest äh … *musstest* du ausspionieren?«

»Charles Spencer.«

»Graysons langweiligen Zahnarztonkel?« Henry sah ein bisschen enttäuscht aus. »Warum ausgerechnet den?«

Ich seufzte. »Mia« – das war meine kleine Schwester – »hat Charles im Café gesehen, mit einer anderen Frau. Und sie schwört, die beiden hätten verliebte Blicke ausgetauscht und *beinahe* Händchen gehalten. Ich weiß, Lottie und Charles sind offiziell noch kein Paar, aber er flirtet immer sehr mit ihr, und sie waren schon zweimal zusammen im Kino. Selbst ein Blinder sieht, wie verliebt Lottie in ihn ist, auch wenn sie es nicht

zugibt. Sie filzt ihm Pantoffeln zu Weihnachten, das sagt doch schon … grins nicht so blöd! Das ist wirklich ernst. Noch nie war Lottie so euphorisch, was einen Mann angeht, und es wäre schlimm, wenn er nur mit ihr spielt.«

»Entschuldige!« Henry versuchte vergeblich, seine Mundwinkel unter Kontrolle zu bringen. »Immerhin weiß ich jetzt, woher dein Kennwort … schon gut, erzähl weiter.«

»Ich musste dringend herausfinden, was Charles wirklich für Lottie empfindet. Also habe ich ihm seine fiese Trappermütze geklaut und bin heute in seinen Traum geplatzt.« Mir fiel wieder ein, dass ich in ebendiesem Augenblick mit der Mütze in meinem Bett lag – wahrscheinlich waren meine Haare schon ganz verschwitzt. Und vermutlich stellte sich Henry gerade vor, wie ich wohl aussehen mochte mit der Mütze auf meinem Kopf. Gleich würde er garantiert wieder anfangen zu lachen, und ich konnte es ihm nicht mal verdenken.

Aber er erwiderte meinen prüfenden Blick mit einem treuherzigen Augenaufschlag. »Sehr gut. Und wie hast du das angestellt?«

Ich runzelte verständnislos die Stirn. »Na, ich bin durch seine Tür gegangen.«

»Schon klar. Aber als was oder wer?«

»Als ich selber, natürlich. Ich hatte ein Käppi auf, weil der Traum auf einem Golfplatz spielte und ich mich kleidungstechnisch anpassen musste. Gerade hatte ich Charles so weit, dass er etwas über Lottie erzählen wollte, nur genau dann ist sein blöder Feuer…« Erschrocken schlug ich mir die

Hand vor den Mund. »Ach du Scheiße! Das habe ich ja ganz vergessen! Der Feuermelder! Er ist losgegangen, und ich hab nur daran gedacht, wie ich schnell aus dem Traum rauskomme, bevor Charles aufwacht. Ich bin wirklich ein schlechter Mensch! Ich hätte aufwachen und die Feuerwehr anrufen müssen.«

Henry schien Charles' möglicher Wohnungsbrand vollkommen kaltzulassen. Er lächelte mich an und streichelte mit den Fingerspitzen über meine Wange. »Liv, dir ist schon klar, dass Menschen in ihren Träumen nicht zwingend ehrlich sein müssen, oder? Meiner Erfahrung nach fällt den meisten das Lügen im Traum sogar noch leichter als im wirklichen Leben. Wenn du die Wahrheit über jemanden herausfinden willst, nutzt es also gar nichts, einfach nur in seinen Traum hereinzuspazieren und Fragen zu stellen, denn dann antwortet er dir doch haargenau dasselbe, was er dir auch im wachen Zustand sagen würde.«

Das klang natürlich einleuchtend, und um ehrlich zu sein, war mir der Gedanke auch schon gekommen. Im Grunde genommen war ich vollkommen planlos in Charles' Traum gestolpert, kein bisschen raffiniert, einzig beseelt von dem Gedanken, Lottie zu beschützen. »Aber wie hätte ich es sonst anstellen sollen? Und jetzt sag nicht, ich hätte mich in eine Mondrakete verwandeln müssen.«

»Na ja, am besten ist es immer, wenn sie gar nicht merken, dass man da ist. Als unsichtbarer Zuschauer und Zuhörer

erfährt man im Traum ziemlich viel über einen Menschen. Mit etwas Geduld eigentlich sogar alles.«

»Ich will aber gar nicht *alles* über Charles wissen«, sagte ich und schüttelte mich bei der Vorstellung. [2] »Ich will nur wissen, ob er es mit Lottie ernst meint. Denn wenn er das nicht tut, dann …« Ich ballte meine Hände zu Fäusten. Mia und ich würden auf keinen Fall zulassen, dass jemand Lottie weh tat, schon gar nicht Charles. Mia wollte sie ohnehin viel lieber mit dem gutaussehenden Tierarzt in der Pilgrim's Lane verkuppeln. »Andererseits – vielleicht ist der arme Charles gerade an einer Rauchvergiftung gestorben, weil ich es versäumt habe, die Feuerwehr zu rufen, und die Sache hat sich ohnehin erledigt.«

»Ich liebe dich«, sagte Henry unvermittelt und zog mich enger an sich heran. Sofort vergaß ich Charles. Henry ging nicht gerade verschwenderisch mit den magischen drei Wörtern um. In den vergangenen achteinhalb Wochen hatte er sie genau dreimal gesagt, und jedes Mal, wenn er es tat, stürzte es mich irgendwie in Verlegenheit. Die einzig richtige, allgemeingültige Erwiderung auf diesen Satz war wohl »Ich liebe dich auch«, aber irgendwie brachte ich das nie über die Lippen. Nicht, weil ich ihn nicht liebte, ganz im Gegenteil, sondern weil »Ich liebe dich auch« lange nicht so viel Gewicht hatte wie ein ganz aus dem Nichts gesprochenes »Ich liebe dich«.

»Obwohl ich mich nicht in eine Mondrakete verwandeln oder unsichtbar machen kann?«, sagte ich also stattdessen.

Henry nickte. »Das wirst du alles noch lernen. Du bist ungeheuer talentiert. In jeder Beziehung.« Dann beugte er sich vor und begann mich zu küssen. Und so wurde es doch noch ein richtig schöner Traum.

Fußnoten

[1] Die ganze Geschichte kann man nachlesen in »Silber – Das erste Buch der Träume.«.

[2] Wir erinnern uns: Über 35 Prozent aller Träume handeln von Sex. Igitt.

3.

Der Nachteil an diesen nächtlichen Träumen mit vollem Bewusstsein war, dass man am nächsten Morgen nicht wirklich ausgeschlafen war. Ich hatte aber im Lauf der letzten Monate Methoden entwickelt, den Schlafmangel auszugleichen: eine heiße Dusche, danach literweise kaltes Wasser fürs Gesicht und schließlich einen vierfachen Espresso für den Kreislauf, getarnt mit einer Haube aus geschäumter Milch, damit Lottie mir keinen Vortrag über die Empfindlichkeit von jugendlichen Magenwänden halten musste. Der italienische Kaffeeautomat, der auf Knopfdruck frische Bohnen mahlte und Milch aufschäumte, war einer der Gründe, warum es gar nicht so übel war, im Hause Spencer zu leben. Lottie war zwar der Ansicht, dass man Kaffee frühestens mit achtzehn trinken dürfe, aber für Mum galten solche Altersgrenzen ja nicht mal für Alkohol, Sex und Drogen, deshalb hatte ich unbegrenzten Zugang zu Koffein.

Auf halbem Weg in die Küche traf ich meine kleine Schwester. Sie war mit unserer Hündin Buttercup draußen gewesen und drückte mir ihre eiskalte Hand an die Wange. »Da, fühl mal!«, sagte sie begeistert. »In den Nachrichten haben sie gesagt, es könnte dieses Jahr sogar weiße Weihnachten geben und den kältesten Januar seit elf Jahren … dummerweise

habe ich einen Handschuh verloren. Einen von den grauen mit den Tupfen. Du hast ihn nicht zufällig irgendwo gesehen? Das sind nämlich meine Lieblingshandschuhe.«

»Nein, tut mir leid. Hast du in Butters Verstecken nachgeschaut?« Buttercup hatte sich vor mir auf den Boden geworfen und sah so unschuldig und niedlich aus, als würde sie niemals auf die Idee kommen, Handschuhe, Socken und Schuhe zu verschleppen und sie erst wieder herauszurücken, wenn sie völlig zerkaut waren. Ich kraulte ihr ausgiebig den Bauch und redete eine Weile in Babysprache auf sie ein (das liebte sie!), bevor ich mich wieder erhob und hinter Mia her Richtung Küche, genauer gesagt, Richtung Kaffeeautomat trabte. Buttercup folgte mir. Sie hatte es allerdings nicht auf den Kaffee, sondern auf das Roastbeef abgesehen, das Ernest gerade auf den Frühstückstisch stellte.

Wir wohnten jetzt schon beinahe vier Monate in London, in diesem weitläufigen, gemütlichen Backsteinhaus im Stadtteil Hampstead, aber obwohl ich die Stadt sehr mochte und zum ersten Mal seit Jahren ein großes, hübsches Zimmer nur für mich hatte, kam ich mir immer noch ein bisschen wie ein Gast vor.

Vielleicht, weil ich einfach nie gelernt hatte, mich irgendwo zu Hause zu fühlen. Bevor Mum Ernest Spencer kennengelernt und beschlossen hatte, den Rest ihres Lebens mit ihm zu verbringen, war sie mit Mia, Lottie, Buttercup und mir beinahe jedes Jahr umgezogen. Wir hatten in Deutschland gelebt, in Schottland, in Indien, in den Niederlanden, in Südafrika und

natürlich in den USA, woher Mum stammte. Unsere Eltern hatten sich scheiden lassen, als ich acht war, aber genau wie Mum neigte auch Papa nicht gerade zur Beständigkeit. Er freute sich immer, wenn seine Firma ihm eine neue Stelle in einem Land anbot, das er noch nicht kannte. Papa war Deutscher, und zurzeit lebten er und seine zwei Koffer (mehr als das, was in zwei Koffer passe, müsse kein Mensch besitzen, pflegte er zu sagen) in Zürich, wo Mia und ich ihn in den Weihnachtsferien besuchen würden.

War es ein Wunder, dass wir uns all die Jahre nichts sehnlicher gewünscht hatten, als irgendwo sesshaft zu werden? Wir hatten immer von einem Haus geträumt, in dem wir bleiben und uns dauerhaft einrichten konnten. Ein Haus mit viel Platz, einem Zimmer für jeden von uns, einem Garten, in dem Buttercup herumtollen konnte, und einen Apfelbaum zum Draufklettern. Jetzt wohnten wir zwar in ziemlich genau so einem Haus (sogar den Kletterbaum gab es, nur war es ein Kirschbaum), aber es war trotzdem nicht dasselbe: Es war eben nicht *unser* Haus, sondern das von Ernest und seinen beiden Kindern, den siebzehnjährigen Zwillingen Florence und Grayson. Außer ihnen gab es noch einen freundlichen roten Kater namens Spot, und sie alle hatten schon ihr ganzes Leben hier verbracht. Und ganz gleich, wie oft Ernest auch wiederholen mochte, dass sein Haus nun auch unser Haus sei – es fühlte sich nicht so an. Das mochte daran liegen, dass hier nirgendwo Kerben in die Türrahmen geschlagen waren, an denen unsere Namen standen, und dass wir mit der dunklen

Stelle im Perserteppich oder der Macke in den Küchenfliesen eben keine Geschichte verknüpfen konnten, weil wir nicht dabei waren, als beim Fondueessen vor sieben Jahren plötzlich eine Serviette brannte oder Florence als Fünfjährige so wütend auf Grayson gewesen war, dass sie eine Sprudelflasche nach ihm geworfen hatte.

Vielleicht brauchte es einfach nur noch ein bisschen Zeit. Aber fest stand, dass wir in der kurzen Zeit noch keine Spuren und Geschichten hinterlassen hatten.

Mum allerdings arbeitete bereits daran. Sie bestand seit jeher sonntagmorgens auf einem ausgiebigen, gemeinsamen Frühstück (früh im wahrsten Sinne des Wortes), ein Brauch, den sie auch gleich bei den Spencers eingeführt hatte, sehr zum Missfallen von Florence und Grayson, vor allem heute. Florence' Miene nach zu schließen, war sie durchaus wieder in Stimmung, mit einer Sprudelflasche zu werfen. Sie waren nämlich bis halb vier auf einer Party gewesen und gähnten nun in einem fort, Florence hinter vorgehaltener Hand, Grayson ganz ungeniert, begleitet von »Uuuuaaaaaah«-Geräuschen. Immerhin war ich nicht die Einzige, die gegen Müdigkeit ankämpfen musste, allerdings unterschieden sich unsere Methoden, damit umzugehen. Während ich meinen Kaffee schlürfte und darauf wartete, dass das Koffein in meinem Blut ankam, spießte Florence Orangenstückchen auf eine Gabel und führte sie geziert zum Mund. Offensichtlich setzte sie bei Übermüdung auf Vitamin C. Die Schatten unter ihren karamellbraunen Augen würden sicher gleich verschwunden

sein, und sie würde makellos wie immer aussehen. Grayson wiederum schaufelte bergeweise Rührei und Toast in sich hinein und hatte keinerlei Schatten unter den Augen vorzuweisen. Wäre das Gähnen nicht gewesen, hätte man ihm die Müdigkeit nicht angemerkt. Allerdings brauchte er dringend eine Rasur.

Mum, Ernest und Lottie strahlten uns alle ausgeschlafen und gutgelaunt an, und da Mum ausnahmsweise vollständig angezogen und frisiert war und nicht, wie sonst gerne am Sonntagmorgen, in einem offenherzigen Negligé (mit wohlgemerkt nichts darunter) am Tisch saß, lächelte ich zurück.

Vielleicht auch, weil Mums Glück irgendwie ansteckend war und alles so heimelig und weihnachtlich wirkte. Die Wintersonne schien durch die girlandengeschmückten Erkerfenster und ließ die roten Papiersterne leuchten, in der Luft lag ein Hauch von gebratener Butter, Orange, Vanille und Zimt (Lottie hatte einen Berg Waffeln gebacken, die mich von der Mitte des Tischs anlachten), und Mia neben mir sah aus wie ein rosenwangiger, bebrillter kleiner Weihnachtsengel.

Allerdings benahm sie sich nicht so.

»Sind wir hier im Zoo oder was?«, fragte sie, als Grayson sich beim Gähnen zum schätzungsweise achten Mal fast seinen Kiefer ausrenkte.

»Ja«, sagte Grayson ungerührt. »Fütterung der Nilpferde. Schieb doch bitte mal die Butter rüber.«